Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 29

Artikel: Aventura [Fortsetzung]
Autor: Berthoud, Dorette
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644762

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aventura

Roman von Dorette Berthoud ∽ Übertragung von A. Guggenheim

2. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

«Da ist Mutterharzkraut und Safran drin», erklärte er mir, «und noch etwas anderes . . . das ich nicht nennen will! (Später habe ich erfahren, dass dieses «andere» Affenurin gewesen ist.) In einigen Stunden wird die Geschwulst verschwinden, und die Schmerzen auch.»

Mit dröhnender Stimme warf er seine Befehle hin und setzte die Behandlung fort. Aus seiner Kehle drangen die holländischen Wörter mit einem rauhen Kratzen und Gurgeln, das sich wie eine Drohung anhörte. Seine Bewegungen waren eindrucksvoll, und die Augen durchdringend hinter der dicken Brille mit den goldenen Bügeln.

Zuletzt liess er sich zwei Mimosenholzbrettchen bringen, die als Beinschienen dienen mussten, und umwickelte das Ganze mit Streifen aus alter Leinwand. (Es war, wie ich inzwischen herausgefunden habe, das richtige Verfahren, und wenn ich auch seit jenem Unfall all die Jahre hindurch habe hinken müssen, so kann man dafür Oom Jafta keineswegs die ganze Schuld zuschieben.) Da er das Ansteigen des Fiebers feststellte, traf er sogar vorsorglich Anstalt, mich vor der Lungenschwindsucht zu bewahren. Ohne Zögern liess er ein Schaf schlachten, hüllte meinen Oberkörper in die noch warme und blutige Schafhaut und nähte mich darin ein.

Eine Weile später, während ich mit geschlossenen Augen vergeblich etwas Schlaf zu erhaschen suchte, zog durch das Haus eine Art musikalischen Schnarchens, unterbrochen von miauenden und gurgelnden Tönen. Der Kankerdokter spielte auf dem Harmonium eines seiner Lieblingsstücke. Aus Leibeskräften pfiff er «John Spiriving», den Schlager des Tages. Er versah nämlich nicht nur die Funktionen des Quacksalbers, sondern auch die des Organisten von Molsgat und des Spielmanns an allen Dorfhochzeiten der Umgegend. Kaatje, die mir dies alles auseinandersetzte, schien tief entrüstet darüber, dass das Harmonium zu solch profanen Zwecken missbraucht werde.

«Oom Jafta ist ein alter Bösewicht», sagte sie. «Man behauptet sogar, er habe mit dem Satan zu schaffen und zieht ihn deshalb nur sehr ungern zu Rate, aber in schwierigen Fällen wie der Eurige muss man notgedrungen seine Dienste in Anspruch nehmen und dazu noch seine Launen befriedigen, sonst kommt er das nächstemal nicht wieder!»

Nach dem Weggang des sonderbaren Kauzes hörte ich, wie auf dem Harmonium ein Psalm gespielt wurde, offenbar um die bösen Geister aus dem Instrument zu bannen.

Nach drei Tagen erschien Tante Olga mit einer grossen Schere und erlöste mich von der Schafhaut. Es war höchste Zeit, denn das rauhe Fell hatte begonnen, mich scharf einzuschnüren und übel zu riechen. Trotz des «wunderwirkenden» Pflasters, oder besser gesagt, wegen dieses Pflasters, das bis weit über den Oberschenkel hinauf eine Art von blasiger Flechte hervorgerufen hatte, litt ich höllische Schmerzen und konnte keinen Schlaf finden. Tagsüber lag ich hilflos, unbeweglich ausgestreckt da, und als einzige Unterhaltung und Zerstreuung war mir vergönnt, die Ausschnitte aus den «Illustrated London News» zu betrachten, mit denen die Wände verziert waren, und die hauptsächlich Frauen im Unterrock und Korsett darstellten. Das Zimmer war das des jungen Martin, Master Jans, der meinen Unfall verschuldet hatte. Er besuchte mich ein- oder zweimal und tat auch so, als ob er Entschuldigungen vorbringen wollte. Es war ein grossgewachsener Bursche, blond und breit wie seine Mutter und seine Schwester Kaatje, von ausgesprochen holländischem Typus mit seinem langen Schnurrbart, seinem starken Nacken und den blauen Augen. Da er sich zur Zeit gerade mit der Schafschur beschäftigte, stank er fürchterlich nach Wollfett. Mit verlegener Miene trat er ein, drehte seine Mütze oder sein Taschentuch in den Händen, grinste gutmütig und suchte krampfhaft nach einem Unterhaltungsstoff, der einen Jungen aus der Stadt zu interessieren vermochte.

«Nun, wie geht's? Hast du schlafen können? . . . Nein? Ein bisschen. Um so besser! . . . Hast du etwas gegessen? Ein Schnitzel? Ein wenig Mealie (heisser Maisbrei)? Gut, gut . . . Wie sind die Weiber in Pretoria? Hübsch?»

Ich wollte als erwachsener Mann gelten, und antwortete: «Hm, leidlich. Geschmackssache!»

Er seufzte.

«Oh, in der Stadt . . .», mit einem Ausdruck, der erkennen liess, welch wunderbare Dinge man ihm von den englischen Barmaids erzählt hatte, die für einen Sovereign bereit waren, einen Brandy und ihre Gunst zu verkaufen.

Auch der Hebräer besuchte mich. Er hatte sich von seinem Schrecken erholt und war im Begriffe, abzureisen. Um ihm und den vier Mauleseln, die ihm übrig geblieben waren, die Rückkehr nach Pretoria zu ermöglichen, stellte ihm Oom Piet Martin seinen eigenen Hottentotten-Fuhrknecht zur Verfügung. Er schüttelte mir herzlich die Hand

Regennacht

Die Nacht weint leise an die Scheiben.
Im Hause ist es still und leer.
Den letzten Brief an dich zu schreiben
fällt meinem leeren Herzen schwer.

Eintönig rauscht im Park der Regen,
eintönig pocht es von der Wand.
Du bist als Traumbild mir zugegen
und streifst versöhnend meine Hand...

Ich such' das Trugbild zu vertreiben;
doch, war's zuviel, was ich erlitt?
Im Spiegel der verweinten Scheiben
rinnt eine meiner Tränen mit...

Erwin Schneiter

und brachte mir rücksichtsvoll bei, es sei zweifelhaft, ob er mich nach meiner Genesung wieder einstellen könne. Ich war nicht überrascht. Wer stand denn dem Mann dafür ein, dass ich nicht hinken würde? Um mir jeden Zweifel zu nehmen, setzte er mir auseinander, dass er sich ja unverzüglich nach einem anderen Maultiertreiber umsehen müsse und es ihm dann später schwer fallen würde, ihn zu entlassen. Er versprach mir noch, meine Eltern von dem Unfall in Kenntnis zu setzen, sie über meine Lage zu beruhigen und sich mit ihnen zu einigen. Sich «einigen» — ich wusste im voraus, dass mein Vater nicht die geringste Entschädigung erhalten würde. Damals gab es keinen gesetzlichen Schutz für arme Teufel wie wir.

Ich war jetzt auf die Pflege der Frauen und die Unterhaltung mit ihnen angewiesen. Oberflächliche Pflege, spärliche Unterhaltung. Denn Tante Olga und Kaatje waren ständig anderswo beschäftigt. In dunkelfarbige, grobgewebte Stoffe gekleidet, mit den blossen Füssen in den auf der Farm angefertigten «veldskoen» (Holzsandalen) daherklappernd, liefen sie vom Erdgeschoss zum Dachraum, zwischen Wirtschaftshof und Küche, geschäftig hin und her. Zur Essenszeit brachten sie mir gesüsste Suppe, den «pap» oder Käsebrei, ferner in Talg gebratene Kartoffeln und Kaffee mit auf Kohlenglut gerösteten Kuchen aus feinem Weizenmehl. Wenn die eine oder die andere sich für eine kurze Weile auf die Kiste setzte, die zugleich als Sitzgelegenheit und als Spind diente, so überlegte sie, welches der kleinen Erlebnisse auf der Farm mich wohl interessieren könnte. Ein Mutterschaf habe drei wohlgeratene Lämmer geworfen..., «Rex», das Pferd, habe sich auf der Weide am Knie verletzt..., die Dürre dauere nun schon so lange an, dass im Teich bald nicht mehr genügend Wasser für das Vieh stehe und man «trekken», das heisst: das Vieh auf die Bergweide führen müsse...

Samstags erschien Tante Olga in Person, fegte den gestampften Erdboden meiner Kammer mit einem groben, harten Besen, wusch dann mit reichlich viel Wasser nach und bestrich ihn mit «mist». Das war ein Gemisch aus Asche, Stierblut und Kuhmist, mit dem man den Boden «smirte», um ihm Glanz zu verleihen. Während Tante Olgas Ellbogen in dauernder Bewegung waren und ihr ansehnliches Hinterteil die dreifach übereinander getragenen Unterröcke beinahe zum Platzen und die Schürzenbänder bis zum Zerreissen anspannten, fragte sie mich über meine Mutter aus. Ob sie ihr gutes Zimmer in Pretoria auch «smire»?

«Gewiss», antwortete ich. Zwischen der Lebensweise unterer Volksschichten in der Stadt und auf dem Lande bestand damals sozusagen kein Unterschied.

Unterdessen liess man mich nicht zum Heiden verkommen. Da ich nach Lektüre verlangt hatte, brachte mir ein kleiner Junge sein Lesebuch, das er zärtlich an sein Herz drückte. Es war eine dicke, altertümliche Bibel mit vielen Bildern. Frikje setzte sich an mein Bett und erzählte mir die Geschichte von Gideon, der die Midianiter besiegt hatte. Er erzählte nicht, er sagte die Geschichte nach dem Gedächtnis auf. Er kannte beinahe die ganze Bibel samt den Apokryphen auswendig. In Anbetracht seiner zarten Gesundheit musste er alle anderen Vergnügungen seines Alters entbehren; infolgedessen hatte er sich auf die Lektüre geworfen und auf den einzigen auf Aventura verfügbaren Lesestoff: die Bibel. So lebte er denn am Rande der emsigen und schweren Arbeit seiner Angehörigen, inmitten einer phantastischen Welt von Erzengeln und Königen, Propheten und Richtern und war mit den Mysterien und Wundern des Jenseits vertraut. Sein Reden war durchsetzt mit biblischen Zitaten, Wendungen und apokalyptischen Vorstellungen und Gleichnissen, aus denen er die sonderbarsten Lehren und Grundsätze herleitete. König Ahab bedeutete ihm lebendigere Wirklichkeit als der Kankerdokter, und das Heilige Zion lag näher als Pietersburg oder Pretoria. Wenn er den Psalm aufsagte: «Der Ewige wird über die Bösewichte Fluten regnen lassen, Feuer und Schwefel und glühender Wind wird ihr Teil sein...», dann schüttelte er seinen Lockenkopf und in dem hageren Gesichtchen mit den bebenden Nasenflügeln sprühten zwei ekstatische Augen. Und wenn er beim letzten Verse angelangt war: «Denn der Ewige und Gerechte liebt die Gerechtigkeit, und die Gerechten werden sein Antlitz schauen», dann faltete er die Hände, legte den Kopf zurück und in einer Art Verzückung schien er an der kalkweissen Zimmerdecke das Gesicht des lebendigen Gottes zu erschauen. Welcher fanatische Prediger von vordem, aus den französischen Cevennen-Bergen, hatte dem kleinen Jungen durch die Jahrhunderte und die Geschlechter hindurch seine lodernde, erkenntnisfähige Seele vererbt?

Abends, nach dem Nachtessen, wurde die Türe zu meiner Kammer geöffnet, die in den gemeinsamen Aufenthaltsraum, das sogenannte «voorhuis» führte. Dieser Raum war gewissermassen das Vestibül, das man unmittelbar von der Prärie aus betrat und das in den Burenfarmen als gute Stube, als Speisezimmer, auch als Schlafkammer benützt wurde. Obwohl mein Bett hinter der Türe stand und ich nichts von allem sah, nahm ich auf diese Weise an der Andacht teil.

Oom Piet las langsam und mit grossem Nachdruck aus der Bibel vor, in dem Holländischen des siebzehnten Jahrhunderts, der literarischen Papiersprache, deren sich die Buren nur in der Kirche oder in der Schule bedienten. Ich hörte am Schluss seines Vortrages, wie er das dicke Buch zuklappte und wie das Schloss einschnappte. Die Familie stimmte gemeinsam einen Psalm an, unter Begleitung auf dem Harmonium, und dann entstand beträchtlicher Lärm, weil die Sessel gerückt wurden und alle Anwesenden zum Gebete niederknieten. Oom Piet allein blieb stehen und flehte den Segen Gottes auf die Seinen herab. Er betete um Gnade für ihre Seele und um Regen für die Äcker und Weiden. Denn damals im September nahte die Zeit zur Aussaat, und noch immer dauerte die Dürre an, die von Tag zu Tag grösseres Unheil anrichtete. All dies legte Oom Piet ihm dar, «der den Felsen zum Teiche wandelt und den harten Stein zum Wasserquell.»

Nun rief man mir zu: «Nag! Nag!», was so viel bedeutet wie «Gute Nacht!» Tante Olga trat ein, um mein Federbett aufzuschütteln und die Türe zu schliessen. Ich hörte, wie die anderen ihre Schlafzimmer aufsuchten. Jan, den ich aus seinem Zimmer verdrängt hatte, und der «bijwoner» (eine Art Mieter, der am Unternehmen beteiligt ist) stiegen zu den Dachkammern hinauf. Liessen sie dann ihre schweren Stiefel zu Boden poltern, so wurde meine Zimmerdecke viermal erschüttert. Zwei übermüdete Leiber legten sich auf die ächzenden Feldbetten, und dann herrschte tiefe Stille um die Farm herum. Nur auf der anderen Seite der hölzernen Scheidewand dauerte weibliches Geplauder fort. Die eine der Stimmen war die der dicken Kaatje; ich unterschied sie sehr gut. Die andere, hellere, ging oft in perlendes Lachen über; es musste wohl die Stimme Nicolines sein, der jüngeren Tochter Oom Piets, die ich noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Sie betrat mein Zimmer am Morgen nach jener Nacht, in der ich zum erstenmal wieder durch einige Stunden Schlaf erquickt worden war. Herrgott war sie hübsch! Trotz der lächerlich langen Schürze, die bis zu den Fussknöcheln flatterte. Auf einem kleinen Brett brachte sie mir Kaffee, herrlich weisses Brot und Honig. Ich konnte kaum meine Augen von ihr abwenden und mir nicht erklären, wie dieses allerliebste Geschöpf auf einer Farm mitten im Lydenburgischen von einer dicken blonden Mutter und einem vierschrötigen Vater hatte auf die Welt gesetzt wer-

den können. Um mir das Frühstück zu reichen, beugte sie mir ihren schmalen, geschmeidigen Körper, ihr Gesicht mit zarten Zügen von beinahe romanischer Ebenmässigkeit vor. Unter langen, schwarzen Wimpern schaute sie aus Augen von unbestimmbarer Farbe. Ihr kastanienbraunes Haar war durch einen schnurgeraden Scheitel gebändigt, kräuselte aber doch in Locken um die Stirne und fiel in zwei langen Zöpfen den Rücken hinab. Ich sah aber auch — fiel es mir wirklich schon an jenem ersten Morgen auf? —, dass die Nase spitzig war und die Lippen dünn. Im ganzen genommen war es das Gesicht einer Spitzmaus, erleuchtet durch die Augen eines Weibes, das nach Liebe verlangt.

Sie betrachtete mich ohne Scheu noch Neugierde.

«Guten Morgen, Fred! Heute bin ich es, die dir das Frühstück bringt, weil die Mutter und Kaatje zu tun haben. Sie suchen die Häute aus für den Markt von morgen früh.»

Ich dankte ihr errötend, und um irgend etwas zu sagen, fragte ich sie nach ihrem Namen, den ich schon kannte.

«Nicoline», sagte sie, «zur Erinnerung an unseren Vorfahren, der Frankreich wegen seiner Religion verlassen musste. Und auch zum Andenken an meinen Grossvater, den zweiten Nicolaus Martin, der einer der «Voortrekker» (etwa zweihundert Pioniere waren beim grossen Trek der Masse der übrigen Auswanderer vorausgefahren) gewesen ist.»

(Fortsetzung folgt)

Von der Erziehung und von der Schule

Was dürfen wir von der Schule verlangen?

I.

Von alters her ist die Schule ein Sündenbock. Sie wird gescholten von allen Seiten. Der Schüler schilt sie während seiner Schulzeit: weil sie ihn in ein oft unbequemes Joch zwingt, weil sie von ihm dies und jenes verlangt, was ihm Mühe macht, weil sie ihn in der Schulstube einschliesst, im Sommer, wenn der See zum Baden lockt, im Winter, wenn der Schnee glitzert. Er schilt sie, nachdem er sie verlassen hat und in eine Berufslehre eingetreten ist: weil er bald einmal sieht, dass die Schule ihm vieles, sehr vieles zu lernen übrig gelassen hat und bald einmal formt sich bei ihm der Vorwurf: «Die Schule arbeitet am Leben vorbei!» Man lernt im Unterricht der Primar- und Sekundarschule ja recht vielerlei, Nützliches, aber auch viel Unnützes, das man im Leben ja gar nie braucht. Das ist der gleiche Vorwurf, den sich die Schule von Eltern, von allen möglichen Berufsleuten, von leitenden Männern der Wirtschaft, der Industrie und der Wissenschaft gefallen lassen muss. Aber nicht genug: die Eltern sind vielfach mit der Schule auch nicht zufrieden, weil sie bei ihr zu wenig Unterstützung in der Erziehung der Kinder zu finden meinen oder auch etwa, weil die Schule sich in Dinge mische — und wieder ist die Erziehung gemeint — die sie nichts angingen. Endlich aber wird die Schule noch gescholten von ihren ureigensten Dienern, von den Lehrern selbst; denn auch sie sind recht oft der Ansicht, es klappe irgend etwas mit ihr nicht. Man sieht: die Schule scheint tatsächlich ein richtiger Sündenbock zu sein oder vielleicht genau ausgedrückt: Sie wird zu einem solchen gemacht.

Die Antwort auf die naheliegende Frage, weshalb dies wohl so sei, ist einfach zu erteilen. Offenbar rührt die Unzufriedenheit mit der Schule daher, dass man von ihr Leistungen verlangt, die sie nicht zu geben vermag, die man aber glaubt verlangen zu dürfen und so liegt es denn ebenfalls nahe, einmal die Frage zu stellen: Was dürfen wir von der Schule verlangen? Dabei sei von vornherein zugegeben, dass nicht in jeder Schule alles in Ordnung ist, dass da und dort allerlei auszusetzen ist; denn die Schule macht durchaus nicht Anspruch etwas Vollkommenes zu sein.

Zunächst einmal etwas über den Beitrag der Schule zur Erziehung des Kindes! Da wollen wir vor allem feststellen, dass das Kind nun während verhältnismässig kurzer Zeit unter dem Einfluss der Schule steht und dazu muss diese kurze Zeit noch zum grössten Teil dem Unterricht dienen. Nun ist zwar ein guter Unterricht stets ein Stück Erziehung, aber die direkte Beeinflussung eines Schülers in erzieherischem Sinne gelingt doch nur dann restlos, wenn sich der Lehrer oder die Lehrerin unmittelbar mit ihm befassen kann. Die grösste Zeit des Tages ist das Kind dem Einfluss der Schule entzogen und unterliegt dem des Elternhauses, nicht zuletzt aber dem der Strasse, dem seiner jüngeren oder älteren Schulkameraden und dasselbe gilt nicht nur für den Tag, sondern auch für den Ablauf eines ganzen Jahres. Überdenkt man über dem eben Gesagten die Lage der Schule in bezug auf die Möglichkeiten ihres erzieherischen Einflusses auf das Kind, so ist leicht einzusehen, dass er im allgemeinen nur ein recht beschränkter sein kann. Dies gilt vor allem für die Schule in grossen Ortschaften, vor allem in Städten. Hier nimmt nach Schulschluss die Umwelt die Schüler in weit höherem Masse gefangen als in Dörfern, und dazu bringen es die Verhältnisse mit sich, dass der Kontakt zwischen Eltern und Lehrer ein weit loserer ist, als in ausgesprochen ländlichen Verhältnissen.

Damit nun die Schule dennoch, und dies gilt für die Schule der Stadt wie für die des Landes, ihre Aufgabe in der Erziehung zu erfüllen vermag, müssen sie und das Elternhaus unbedingt zusammenarbeiten. Leider ist dies noch lange nicht überall der Fall, wobei aber der Fehler nicht etwa allein bei der Schule liegt. Es gibt noch immer eine grosse Zahl von Müttern und besonders von Vätern, denen der Schulbesuch ihrer Kinder, ihre Leistungen und ihr Benehmen recht gleichgültig sind. Noch schlimmer aber wirkt es sich aus, wenn zu Hause die Schule seitens der Eltern einer abschätzenden Kritik unterzogen wird. Dadurch wird nicht nur jede erzieherische Massnahme, sondern auch der Erfolg des Unterrichts ernsthaft in Frage gestellt.

Allgemein gesagt, dürfte es sicherlich zuviel verlangt sein, wenn man der Schule in Dingen der Erziehung zumutet, Eigenschaften heranzubilden oder schlechte Gewohnheiten der Kinder zu bessern, ohne dass das Elternhaus dabei kräftig und zielbewusst mitarbeitet. Wo Vater und Mutter glauben, die Erziehung ihrer Kinder einfach der Schule überlassen zu können, da wird sich nur in seltenen Fällen ein wirklicher Erfolg einstellen. Derartiges darf von der Schule nicht verlangt werden. Ihre Aufgabe kann zweifellos nur in der Mitarbeit bestehen, nie darin, die Erziehung der Jugend ganz oder auch nur zum grossen Teil allein zu besorgen.

Und nun zum Unterricht, also zu jenem Teil der Schularbeit, der in den Augen der Öffentlichkeit von jeher im Vordergrund stand. Wenn nun über die Teilung der Erziehungsaufgabe zwischen Elternhaus und Schule vielleicht noch rasch eine Einigung erzielt werden kann, gehen in Fragen des Unterrichts die Meinungen wesentlich weiter auseinander. Da fordert der eine dies, der andere jenes. Dem einen fehlt im Unterricht irgendein Gebiet, das er als besonders wichtig einschätzt und ein dritter findet, die Schule beschäftige sich mit allzuviel Stoff, der für das spätere Berufsleben der meisten Schüler durchaus überflüssig sei. Man verlangt von der Schule, dass sie besser auf den künftigen Beruf des Kindes vorbereite, ja man fordert, dass sie schon dies und jenes aus der Berufsarbeit in der Schule selbst pflege.

«Warum man heute nicht ein wenig Stenographie und Maschinenschreiben im Unterrichtsplan aufnimmt, begreife ich nicht», bemerkte unlängst ein höherer Beamter zu mir in einem Gespräch über Schule und Unterricht. «Die Schüler und Schülerinnen könnten diese Fertigkeiten alle gut brauchen; jetzt besitzt doch jeder Handwerker und bald auch jeder Bauer eine Schreibmaschine!»

«Wenn es auf mich ankäme, müsste mir jeder Knabe der beiden letzten Schuljahre mindestens zwei Nachmittage in der Woche an der Hobelbank und am Schraubstock stehen und die Anfangsgründe des Schreiner-, Schlosser- und Mechanikerberufes erlernen!»

Der Bauer aber möchte, dass seine Kinder bereits in der Schule allerlei über die Landwirtschaft lernten, das sonst etwa in landwirtschaftlichen Schulen unterrichtet wird.

Nicht selten endlich hört man etwa aus Kreisen des Handels und der Industrie, die Schule möchte dem Gebiete der Volkswirtschaft und der Handelsgeographie grössere Beachtung schenken.

Alle diese Forderungen werden an die Adresse der Volksschule, also an die Primar- und an die Sekundarschule gerichtet. Es ist eigentlich selbstverständlich, dass auch an die höheren Mittelschulen solche gestellt werden, die zwar im einzelnen anders lauten mögen, im Grunde genommen aber durchaus denselben Sinn besitzen: die Schule sollte mehr als bisher dem künftigen Berufe vorarbeiten und dafür viele Dinge, die sie heute pflegt, fallen lassen.

K.

(Fortsetzung folgt)